

Durchmesser den Circoli Vetulonias jedoch recht ferne stehen. Durchwegs äußerst spärlich oder überhaupt nicht mit Beigaben versehen präsentieren sich die 30 Körpergräber, die im nördlichen Teil der Nekropole streuen. Die wenigen mitgefundenen Trachtbestandteile lassen aber, zumindest für die in gestreckter Rückenlage bestatteten Individuen, keinen Zweifel an der Gleichzeitigkeit mit den Brandgräbern. Auffallenderweise stammt auch die bekannte Sandsteinstele mit Hausdarstellung, welche den übrigen Bologneser Stelen jüngerer Zeitstellung um einiges vorausgeht, aus einem der Körpergräber. Die aus Mittelitalien, insbesondere Latium, bekannten Hausurnen fehlen dagegen in Bologna.

Nicht in die vorliegende Publikation integriert wurde die vor einigen Jahren vorgenommene anthropologische Untersuchung des Skelettmaterials von sechs der Gräber von San Vitale (E. Benassi Graffi u. F. Facchini, Riv. Scienze Preist. 20, 1965, 183 ff.). Es überwogen dabei die Männer mit fünf von sechs Individuen, was aber, ebenso wie weitergehende Aussagen zum körperlichen Habitus, der zu kleinen Stichprobe wegen für die Interpretation einer als Minderheit erscheinenden Gruppe von Körperbestattungen nicht weiterhilft. Ihre zeitlich späte Stellung innerhalb der Nekropole wird sowohl durch die Lage als auch durch einen Gürtelhaken aus Bronzedraht unter den Beigaben deutlich. Die starke Konzentration in der auch sonst rituell auffallenden Nordwestecke des Areals (Bronzegeschirrbeigabe, Steinkreise, zwei Pferdebestattungen) kann eine voll überzeugende Interpretation wohl erst nach der Vorlage der zeitlich anschließenden Bologneser Nekropolen finden.

Die Verf. haben durch ihre gediegene Materialedition die Diskussionsgrundlage der Früheisenzeitforschung um wesentliche Fundzusammenhänge erweitert. Der Weg für eine intensive Auseinandersetzung ist damit gebahnt; der Wunsch nach einer Fortsetzung der so erfreulich begonnenen Reihe sei abschließend nochmals angebracht.

Zürich.

Margarita Primas.

**René Wyss, Der Schatzfund von Erstfeld.** Frühkeltischer Goldschmuck aus den Zentralalpen. Archaeologische Forschungen, herausgegeben unter dem Patronat des Schweizerischen Landesmuseums Zürich. Gesellschaft für das Schweizerische Landesmuseum, Zürich 1975. 68 Seiten, 8 Tafeln, 23 Abbildungen und 2 Karten.

René Wyss legt in diesem Band der neu ins Leben gerufenen „Archaeologischen Forschungen“ die langerwartete Publikation des 1962 entdeckten Schatzfundes aus der Nähe von Erstfeld, Kt. Uri, vor.

Dem Bericht über die abenteuerlichen Fundumstände (die goldenen Ringe wurden bei Straßenarbeiten von einem Baggerführer entdeckt) folgt eine detaillierte Beschreibung der figürlichen und ornamentalen Verzierung der vier Hals- und drei Armringe. Als Ergebnis der sorgsamten Beschreibung, die von vorzüglichen Photographien und Zeichnungen jedes Details begleitet werden, konstatiert W. die Zuweisung aller Ringe zu einem Werkstattkreis – eine Feststellung, die durch die chemische Analyse des Goldes bestätigt wird.

Das nächste Kapitel beschäftigt sich mit stilistischen Vergleichen, wobei W. sowohl die Komposition der figuralverzierten Ringe diskutiert als auch die Ausführung im Detail. Hier stößt er auf einen Problemkreis, der das Studium der Frühlatènekunst so kompliziert, da in ein und demselben Fundkomplex, ja sogar auf einem

einziges Objekt durchaus verschiedenartig ausgeprägte Köpfe, Fratzen oder Fabelwesen versammelt sein können. Man müßte deshalb zunächst einmal klären, was man überhaupt vergleichen will. Auf diese Problematik, die Stilvergleiche so außerordentlich schwierig macht, geht W. jedoch nicht ein, obgleich nach seiner eigenen Beobachtung auch auf den Erstfelder Ringen menschenartige Gesichter neben Fratzen auftreten.

Das Ergebnis seiner Stilanalyse ist die Feststellung, daß die figuralverzierten Ringe in den westlichen Fürstengräberkreis gehören, ohne jedoch zu einem Fundkomplex so enge Beziehungen aufzuweisen, daß man mit Werkstattgleichheit rechnen müßte. Zu einigen qualitativollen Objekten aus dem östlichen Kreis ergaben sich nur generelle Übereinstimmungen.

Auf Fragen der Motivgeschichte geht W. nur nebenbei ein. So greift er das Vogel-Mensch-Motiv der Halsringe 1–3 heraus und vergleicht es mit Darstellungen auf den bronzenen Gürtelschließen des ostalpinen Raumes, die wohl das Bildthema des „Herrn der Tiere“ zeigen.

Bis hierher wird man der Analyse des Autors gerne folgen, wenn man sich auch gewünscht hätte, daß er den – zugegebenermaßen sehr schwierigen – Versuch unternommen hätte, die Bildinhalte der einzelnen Szenen etwas näher zu beleuchten.

Auf die stilistische Untersuchung der rein ornamental verzierten Ringe ist leider weniger Sorgfalt verwendet worden. W. charakterisiert den Dekor summarisch als „Laufenden Hund“ und bedauert, daß es mit Parallelen entschieden schlecht bestellt sei. Die Verzierung der Knoten wird überhaupt nicht beachtet. Gerade zu der ornamentalen Verzierung gibt es jedoch interessante Vergleichsstücke. Zunächst einmal läßt sich das Lotosmuster auf dem Knoten des maskengeschmückten Arminges gut mit dem gleichartigen Motiv (hier ohne die Innenblätter der Lotosblüte) auf dem Bronzehalsring aus St. Etienne-au-Temple (P. Jacobsthal, *Early Celtic Art* [1944] Taf. 129 Nr. 218) parallelisieren. Von großer Bedeutung ist jedoch die von W. nicht weiter verfolgte Tatsache, daß das „Laufender Hund“-Ornament des Armingepaares eine Innenzeichnung trägt: eine in ihre Einzelteile aufgelöste Ranke mit Punktfüllung. Diese Ranken ergeben zusammen mit dem „Laufenden Hund“ langgezogene Dreiecke, die in kleine Spiralen auslaufen. Außen lösen sich von dem „Laufenden Hund“ ebenfalls kleine freischwingende Ranken. Diese Verzierung hat nun zwar nicht in dieser Ausprägung, aber in zahlreichen Details und in der Gesamtkomposition einige geographisch wie relativchronologisch gut faßbare Parallelen. Dreiecke als Binnenzeichnungen, die in kleine Spiralen auslaufen, finden sich auf der Schnabelkanne aus Basse-Yutz (Jacobsthal a.a.O. Taf. 276 PP 425), dem Helm aus Berru (O.-H. Frey, *Ann. Univ. Besançon* 2,1, 1955, Abb. 5, 1), der Schnabelkanne in Besançon (ebd. Taf. 8) und einem Bronzehalsring ohne Fundort aus der Champagne (D. Bretz-Mahler, *La Civilisation de La Tène I en Champagne. Gallia Suppl.* 23 [1971] Taf. 58, 4.) Allen diesen Stücken ist gemeinsam, daß das eigentliche Ornament, mit dem sie verziert sind, eine Innenzeichnung trägt, d. h. bereits aufgelöst erscheint. Seitlich vom Hauptornament sich ablösende kleine Ranken trägt der durchbrochene Bronzebeschlag aus La Bouvandeau (Jacobsthal a. a. O. Taf. 273 PP 343).

Alle diese Stücke gehören in die entwickelte Phase des Early Style und entstammen dem ostfranzösischen Raum. Der Goldschmied, der das Armingepaar Nr. 5–6 fertigte, muß mit Objekten wie den oben zitierten vertraut gewesen sein. Damit ergibt sich aber die erstaunliche Tatsache, daß der Goldschatz aus Erstfeld keineswegs stilistisch so geschlossen ist, wie W. behauptet. Den vier Halsringen und dem Arming Nr. 7, die ihre besten Parallelen in Stücken aus den Fürstengräbern des

Rhein-Mosel-Saar-Raumes finden, steht das Armringensemble gegenüber, das stilistisch den (etwas jüngeren) Funden aus der Champagne zuzuordnen ist. Diese Beobachtung ist auch für die Frage nach dem Standort der Werkstatt und nach dem Auftraggeber bzw. Empfänger der Goldringe von Bedeutung.

W. schlägt hier folgende Deutung vor: Nach einer ausführlichen Diskussion der absolutchronologischen Daten für die Fürstengräber von Rodenbach, Bad Dürkheim, Weiskirchen, Besseringen und Rheinheim, die den Erstfelder Ringen vergleichbare Objekte bargen, gelangt W. zu einem Ansatz in die Jahrzehnte nach 400.

Für den Standort der Werkstatt bietet W. zwei Denkmodelle an: Einmal eine Werkstatt nördlich der Alpen, in der die Ringe „durch einen Südalpinen oder zumindest stark italisch beeinflussten Einheimischen“ hergestellt wurden. Auftraggeber sei dann etwa ein Fürstensohn gewesen, der als Teilnehmer einer der italischen Beutezüge in Italien hängengeblieben war. Als zweite Möglichkeit zieht W. eine Werkstatt südlich der Alpen in Betracht, in der italische Goldschmiede für keltische Abnehmer nördlich der Alpen gearbeitet hätten. Wegen des „Anteils an mediterranen Motiven“ entscheidet sich W. für die zweite Deutung. Sollte sich diese Annahme als richtig erweisen, so hätte sie für die Beurteilung des gesamten Latènestils erhebliche Bedeutung. Dann wären nämlich nicht nur alle figuralverzierten Goldarbeiten, wie W. andeutet, von italischen Toreuten erschaffen, sondern auch zahlreiche Bronzeobjekte, zu denen ja die engsten Verbindungen bestehen, was in seiner Konsequenz bedeutet, daß auch die keltische Ornamentik, die von den Figurenkompositionen nicht zu trennen ist, in Italien geschaffen wäre. Von einem autochthonen Latènestil bliebe damit so gut wie nichts übrig.

Diesem Vorschlag wird man aus mehreren Erwägungen heraus nicht zustimmen können. Wir wollen hier nur auf die von W. vorgetragenen Argumente eingehen.

1. Der von W. herangezogene Vergleich griechischer Toreuten, die im Auftrag skythischer Abnehmer ihre Produkte dem skythischen Stilempfinden anpaßten, ist nicht stichhaltig, da, wie seit Jacobsthal's Forschungen bekannt ist, die Latènekunst nicht eine vergrößerte oder degenerierte Abwandlung griechischer bzw. etruskischer Formen darstellt, sondern entstanden ist als eine autochthone Neuschöpfung unter Verwendung verschiedener Stilelemente aus anderen Kulturen. Die griechischen Motive nehmen in dieser Kunst einen wichtigen Platz ein, werden jedoch von Anfang an zerlegt, aufgelöst und in charakteristischer Weise umgeformt und neu kombiniert.

2. Die Anzahl der mediterranen Motive, auf die W. seine italische Werkstatt stützt, besteht aus Greifen, Schenkelspiralen, dem „Mensch-Vogel-Motiv“ (dies nicht sicher), dem Würfelmuster der Gewänder und der Schuhbekleidung. Auf diese Indizien allein wird man aber m. E. eine italische Herkunft nicht stützen dürfen.

3. Bei der Annahme einer Werkstatt südlich der Alpen geht W. von einem Händler aus, der „seiner Kundschaft oder einem weiteren Kreis potentieller Käufer seine Aufwartung machen wollte“. Dies scheint eine sehr unwahrscheinliche Annahme zu sein. Kostbares Geschmeide wie die Erstfelder Ringe sind sicherlich speziell für einen bestimmten Auftraggeber und aus einem besonderen Anlaß gefertigt worden – und dann doch mit großer Wahrscheinlichkeit am Sitz desjenigen, der sie anfertigen ließ, und nach dessen Vorstellungen. Dies wird sehr einleuchtend durch den Grabfund aus Waldalgesheim bestätigt, dessen Goldringe ein Blumenmuster tragen, das nach dem Ornament des tarentinischen Eimers aus dem gleichen Grab entworfen ist. Jedenfalls scheint es kaum vorstellbar, daß ein Händler die beschwerliche Reise über den Gotthard mit 7 Gold(!)ringen unternimmt, um sie nördlich der Alpen feilzubieten. Gegen die Annahme eines aus mehreren Personen bestehenden Abnehmer-

kreises spricht auch die Tatsache, daß je zwei der Hals- bzw. Armringe bis auf kleine Unterschiede gleichartig sind. Wir kennen aber solch gleichartige Stücke nördlich der Alpen stets nur aus einem Grab.

Schließlich erwiesen sich die Erstfelder Ringe als stilistisch nicht so geschlossen, wie W. angenommen hatte. Auch dies macht eine südlich der Alpen produzierende Werkstatt unwahrscheinlich.

Die von W. vorgeschlagene Standortbestimmung der Werkstätte scheint also wenig überzeugend und damit zusammenhängend auch die Interpretation des Depots als Versteck eines Händlers.

Wir können hier andere Möglichkeiten (die W. nicht erörtert) nicht durchspielen, doch sollen sie zumindest angedeutet werden.

1. F. Fischer hat kürzlich einen Teil der in keltischen Gräbern zutage gekommenen Südimporte überzeugend als Keimelia, als Gastgeschenke zur Besiegelung von Verträgen usw. interpretiert (*Germania* 51, 1973, 436ff.). Könnten die Erstfelder Ringe nicht als Gegengeschenk in den Süden gesandt und wegen unvorhergesehener Umstände versteckt worden sein?

2. Kommen die Ringe nicht auch als Weihegabe vor Überschreitung eines gefährlichen Gebirges in Betracht?

In einem letzten Kapitel diskutiert W. die Begehbarkeit der Alpenpässe seit prähistorischer Zeit und stellt sämtliche Höhen- und Paßfunde der Latènezeit zusammen.

Die Vorlage des so überaus wichtigen und interessanten Fundes von Erstfeld in so sorgfältiger Form stellt eine ausgezeichnete Arbeitsgrundlage für künftige Forschungen dar. Wenn man dem Autor auch nicht in allen Ergebnissen seiner Analyse folgen möchte, so ist ihm für diese schöne Publikation, mit der sich gut arbeiten läßt, doch sehr zu danken.

Münster.

Majolie Lenerz-de Wilde.

**Gerhard Jacobi, Die Metallfunde vom Dünsberg.** Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen, herausgegeben von Fritz-Rudolf Herrmann, Band 2. Selbstverlag des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Wiesbaden 1977. 82 Seiten, 1 Frontispiz, 18 Abbildungen und 29 Tafeln.

Nach seiner 1974 erschienenen Veröffentlichung „Werkzeug und Gerät aus dem Oppidum von Manching“ (im folgenden zitiert: Jacobi, Manching 5) legt Jacobi nun Funde eines Berg-Oppidums vom Nordrande der keltischen Welt vor. Dort waren es Materialien aus einer der größten und reichsten keltischen Siedlungen, hier ist es dagegen bescheiden zu nennendes Fundgut. Freilich kann man als Ausbeute jener Grabungen zwischen 1906 und 1912, die nur Versuche waren, sowie des Absuchens des bewaldeten Berges in den 60er Jahren nicht mehr erwarten. Dazu kommt, daß beide Plätze zur Spätlatènezeit als Siedlungs-, Wirtschafts- und Kultzentren unterschiedlich strukturiert waren, was sich natürlich im Fundmaterial niederschlägt. Dagegen ruft der Dünsberg zunächst unser emotionales Erstaunen hervor: Am östlichen Rande des Westerwaldes ragt er bis zu 497,5 m NN isoliert auf und herrscht breitgelagert über das fruchtbare Gießener Lahnbecken; als imponierender Kraftpol